

Wirtschaftliche Entwicklung, Zufriedenheit und Umweltbelastung

Geld allein macht immer noch nicht glücklich

Mit anhaltendem Wirtschaftswachstum geht es den Menschen besser und auch Umweltbelastungen können eingedämmt werden. So weit das Credo. Aufgrund von aktuellen Ergebnissen unterschiedlicher Forschungsrichtungen müssen diese Annahmen aber zunehmend bezweifelt werden.

Von Mathias Binswanger

Neuere empirische Forschungen zum Thema Glück und Zufriedenheit der Menschen in entwickelten Ländern zeigen es deutlich: Wenn das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf einmal ein bestimmtes Niveau erreicht hat, dann macht weiteres Wachstum die Menschen nicht mehr glücklicher oder zufriedener (Blanchflower/Oswald 2004, Diener/Oishi 2000, Easterlin 1995, Kenny 1999).

Das Glücksempfinden stagniert in allen Ländern, für die entsprechende Daten vorliegen. In den USA werden solche Daten seit dem zweiten Weltkrieg regelmäßig erhoben und der Prozentsatz der Menschen, die sich als „sehr glücklich“ bezeichnen, liegt relativ konstant bei 30 Prozent – obwohl sich das Bruttoinlandsprodukt (BIP) pro Kopf in diesem Zeitraum real etwa verdreifacht hat. Noch extremer ist der Fall in Japan, wo sich das BIP pro Kopf seit 1950 mehr als versechsfacht hat, aber das Glücksempfinden ebenfalls konstant blieb. Es scheinen Mechanismen zu existieren, die in entwickelten Ländern eine Zunahme des subjektiven Wohlempfindens trotz anhaltendem Wirtschaftswachstum verhindern. Diese Mechanismen lassen sich als Tretmühlen interpretieren. Die Menschen rennen stets einem höheren Einkommen hinterher, treten im Hinblick auf ihr persönliches Glück aber an Ort und Stelle (Binswanger 2004, 2006a).

Wachstum, Glück und Umweltqualität

Glück und Zufriedenheit der Menschen stagnieren also trotz stets wachsendem Bruttoinlandsprodukt. Was hingegen nicht stagniert, sind verschiedene, durch Wirtschaftsprozesse verursachte unerwünschte Umweltbelastungen. Nach wie vor bringt Wachstum auch steigende Mengen an Schadstoffemissionen mit sich. Die in der Hypothese der Environmental Kuznets Kurve enthaltene Hoffnung, dass wir aus unseren Umweltproble-

men herauswachsen, hat sich bisher als trügerisch erwiesen (Binswanger et al. 2005, Richmond/Kaufmann 2006). Ein Überdenken der nach wie vor fast ausschließlich auf Wachstum ausgerichteten Wirtschaftspolitik erscheint deshalb angezeigt. Worin es letztlich geht, ist das subjektive Wohlbefinden der Bürger und Bürgerinnen eines Landes. Und eine Steigerung des subjektiven Wohlbefindens lässt sich in den Industrieländern mit mehr Wachstum offenbar nicht mehr erreichen, hingegen sehr wohl mit mehr Nachhaltigkeit (Binswanger 2006b).

Warum schafft Wachstum keine Erfüllung?

Wie sehen die Tretmühlen der modernen Wirtschaft, die eine Zunahme des Glücks Jahr für Jahr erfolgreich verhindern, ganz konkret aus? Im Wesentlichen lassen sich vier Tretmühlen unterscheiden (Binswanger 2004).

Die erste ist die so genannte Statustretmühle. Auf der ganzen Welt empfinden die Menschen tiefe Befriedigung darin, mehr zu verdienen oder zu besitzen als ihre Kollegen, Nachbarn, Freunde oder Familienmitglieder, denn das bringt sozialen Status. Allerdings beinhaltet das permanente Statusstreben ein Problem. Nicht alle können mehr als alle anderen verdienen. Deshalb wird der Wunsch der einzelnen Menschen nach mehr Einkommen für die Wirtschaft als Ganzes zu einem Nullsummenspiel. Auch wenn das allgemeine Einkommensniveau in einem Land absolut ständig ansteigt, bleibt doch eine Mehrheit der Bevölkerung unter dem Durchschnittseinkommen und blickt neidvoll auf die oberen Zehntausend. Die starke Bedeutung des relativen Einkommens für das Glück und die Zufriedenheit der Menschen ist somit eine erste Erklärung für die Stagnation des subjektiven Wohlbefindens in entwickelten Ländern. Solange ein Land arm ist, zählen erst einmal die absoluten Bedürfnisse wie Essen und ein Dach über dem Kopf. Doch kaum sind die Grundbedürfnisse gedeckt, was bei etwa 15.000 US-Dollar Jahreseinkommen pro Kopf der Fall zu sein scheint, gewinnen soziales Prestige und Status immer mehr an Bedeutung (worldvaluessurvey.com). Die Menschen fangen an, sich mit den übrigen Bürgerinnen und Bürgern ihres Landes zu vergleichen, und verhindern damit einen weiteren Anstieg ihres eigenen Glücksempfindens.

Ein weiterer Tretmühleneffekt entsteht durch Gewöhnung. Die Menschen gewöhnen sich relativ rasch an ein höheres Einkommensniveau und betrachten es nach kurzer Zeit als selbstverständlich. Und was selbstverständlich ist, macht nicht mehr glücklich. Dies ist die so genannte Anspruchstretmühle, ein aus

der Psychologie importierter Begriff. So weiß man etwa, dass ein Lottogewinn den Empfänger für kurze Zeit sehr glücklich macht. Aber bald danach pendelt sich das Glückempfinden wieder auf seinem Normalzustand ein und der Lottogewinner ist so glücklich oder unglücklich wie vor dem Gewinn. Dieses Beispiel ist typisch für die Freude an materiellen Dingen, die meist nur von kurzer Dauer ist. Egal ob ein neues Auto, ein neues Haus oder ein neues Mobiltelefon. Die anfängliche Freude verpufft nach kurzer Dauer und der höhere materielle Wohlstand wird im Allgemeinen erst dann wieder geschätzt, wenn er vom Verschwinden bedroht ist.

Die Macht der Multioptionsgesellschaft

Auch die Entwicklung zur Multioptionsgesellschaft führt zu einem Treitmühleneffekt, der sich als Multioptionstrettmühle beschreiben lässt. Mit dem Wirtschaftswachstum ist eine immer größere Vielfalt an Gütern und Dienstleistungen verbunden. Gleichzeitig sind religiöse Tabus weggefallen, welche dem menschlichen Handeln früher moralische Grenzen setzten. Die Optionen für Arbeit, Freizeit und Konsum nehmen ständig zu, ganz nach dem Motto „anything goes“. Aber der Entscheid für die richtige Option wird dadurch immer schwieriger, da die stets steigende Zahl an Optionen auf ein konstantes Zeitbudget trifft. Die Auswahl wird so von einem Dürfen zu einem Müssen und damit zu einer Tyrannei. Ein gutes Beispiel dafür ist die Entwicklung des Fernsehens. Zu Beginn der 50er Jahre, als der Fernseher die Wohnstuben eroberte, hatten die meisten Menschen in Europa noch keine Programmauswahl und mussten sich mit einem nationalen Fernsehprogramm begnügen. Was für eine Freude war es da, als endlich auch zweite oder sogar dritte nationale Programme entstanden. Die neue Auswahlmöglichkeit emanzipierte die Menschen von der Programmdiktatur des nationalen Monopolprogramms und sie waren nun endlich in der Lage, ihr eigenes Programm für den Fernsehabend zusammenzustellen. Doch bald wurde aus dem Segen ein Fluch. Mit der Entwicklung von Kabel- und Satellitenfernsehen stieg die Zahl der empfangbaren Fernsehprogramme bald auf über hundert Sender. Heute kann man gut und gerne zwischen 1000 Fernsehprogrammen auswählen. Nur leider ist unter solchen Bedingungen eine vernünftige Auswahl nicht mehr möglich. Entweder man verbringt den Rest des Lebens damit, sämtliche Fernsehprogramme zu studieren, oder man zappt sich wahllos durch das Angebot. Häufig beschränken sich die Menschen auf ein paar wenige Programme und ignorieren den Rest, womit sie de facto wieder auf der gleichen Stufe wie in den 60er Jahren sind. Niemals hat das Fernsehen mehr Freude gemacht als zu der Zeit, als es nur wenige Programme gab und man sich noch auf eine ganz spezielle Show oder einen Film freuen konnte.

Schließlich macht uns auch die Zeitspartrettmühle zu schaffen. Technischer Fortschritt führt dazu, dass wir bestimmte Aktivitäten immer schneller und in kürzerer Zeit durchführen können. Trotzdem gelingt es uns im Allgemeinen nicht, tatsächlich Zeit zu sparen. Es kommt zu einem so genannten Re-

bound-Effekt. Je schneller eine Aktivität durchgeführt werden kann, umso mehr und umso häufiger wird sie durchgeführt. Das beste Beispiel dafür ist der Verkehr. Je schneller die Transportmittel werden, umso weiter und häufiger fahren wir. Die für Transport aufgewendete Zeit bleibt immer ungefähr konstant, ganz egal mit welchen Transportmitteln wir uns fortbewegen. Das ist die so genannte Constant Travel Time Hypothese, die praktisch weltweit Gültigkeit besitzt. Sowohl in Tansania als auch in den USA wenden die Menschen pro Tag etwa 70 Minuten für Mobilität auf. Nur tun sie dies in Tansania zu Fuß, während die Fortbewegung in den USA fast ausschließlich mit dem Auto stattfindet. Mit anderen Worten: Wann immer wir das Straßennetz ausbauen oder Hochgeschwindigkeitsverkehrsmittel einführen fangen die Menschen sofort an, größere Distanzen zurückzulegen. Zeitsparen wird so zu einer Illusion, und das gilt nicht nur für den Verkehr.

Im täglichen Leben sind die Treitmühleneffekte oft kaum erkennbar und selbst wenn dies der Fall ist, kann man sich ihnen häufig nur schwer entziehen. Befindet man sich beispielsweise in einer sozialen Umgebung, in der das Statussymbol Auto eine große Rolle spielt, dann braucht es viel Mut und Durchhaltevermögen, sich diesem sozialen Druck zu entziehen. Ein Topmanager mit VW Golf kommt in Erklärungsnotstand, wieso er nicht einen ihm standesgemäßen Mercedes oder BMW fährt. Die Treitmühlen sind zu einem festen Bestandteil unseres Sozialverhaltens geworden und werden von der Wirtschaft entsprechend gefördert. Denn dank der Treitmühleneffekte kann der Konsum ständig weiter gesteigert werden, ohne dass sich Sättigungstendenzen einstellen. Ginge es nur darum, ein Auto zu fahren, dann wäre der Automobilmarkt längst gesättigt. Doch dadurch, dass die Automobilindustrie ständig neue Modelle mit Statuscharakter auf den Markt bringt, lässt sich der Umsatz der Automobilindustrie immer weiter steigern.

Warum schließt Wachstum Umweltqualität aus?

Der Einfluss des Wirtschaftswachstums auf die Umwelt ist vor allem seit Beginn der 90er Jahre eingehend untersucht worden. Verschiedene Wissenschaftler behaupteten, dass sich das Umweltproblem dank des Wachstums von selbst lösen würde. Dahinter steckt die Hypothese der so genannten Environmental Kuznets Curve (EKC). Diese besagt, dass die Umweltbelastung in den frühen Phasen der wirtschaftlichen Entwicklung zunimmt, in späteren Phasen aber wieder abnimmt. Der Grund dafür liegt in der Annahme, dass die Menschen mit steigendem Wohlstand mehr Wert auf eine intakte Umwelt legen und bereit sind, auch etwas dafür zu zahlen. Umweltfreundliche Technologien setzen sich immer mehr durch, sodass die Umwelt mit steigender wirtschaftlicher Entwicklung wieder entlastet wird.

Zusammenfassend lassen die Ergebnisse der EKC-Studien allerdings nicht den Schluss zu, dass allgemein die Umweltbe-

„Eine Steigerung des subjektiven Wohlbefindens lässt sich mit mehr Wachstum offenbar nicht mehr erreichen, hingegen sehr wohl mit mehr Nachhaltigkeit“

lastung mit steigendem Einkommen abnimmt. Das gilt ganz besonders für Kohlendioxid-Emissionen (Binswanger et al. 2005). Eine überwiegende empirische Evidenz für eine EKC zeigt sich hingegen in Bezug auf Schwefeldioxid, Stickstoffoxide und Kohlenmonoxid sowie Rauch und Staub. Ein nahe liegender Schluss wäre demnach, dass sich diese Schadstoffe quasi automatisch verringern, sobald ein bestimmter Stand der wirtschaftlichen Entwicklung erreicht ist. Das Einkommen würde so als allein erklärender Faktor die Umweltbelastung beeinflussen.

Der empirische Nachweis in Bezug auf diese Schadstoffe kann jedoch nicht ausschließen, dass der Rückgang der Umweltbelastungen durch die Verlagerung von belastenden Industrien in andere, insbesondere ärmere Länder erreicht wurde. Der Nachweis der EKC berücksichtigt zudem nicht die effektiven Umweltschäden, sondern nur die Emissionen. So nützt der Rückgang der Emissionen ab einer bestimmten Einkommensschwelle wenig, wenn bereits irreversible Umweltschäden eingetreten sind. Außerdem wird die Umweltbelastung nicht nur durch das Einkommen, sondern durch mehrere Faktoren beeinflusst. Insbesondere eine aktive Umweltpolitik trägt als entscheidender Faktor zu einer Entwicklung im Sinne der EKC bei.

Ein Rückgang der Umweltbelastung tritt also nicht automatisch ab einer bestimmten Einkommensschwelle ein. Vielmehr hängt dieser ganz entscheidend von der Umweltpolitik sowie von anderen Politikbereichen ab. Eine aktive Umweltpolitik kann also erheblich dazu beitragen, dass sich das Wachstum von diversen Umweltbelastungen entkoppelt. Dieses Potenzial ist noch längst nicht ausgeschöpft.

Literatur

Binswanger, M.: Does Happiness Increase with Income in Developed Countries? In: Woltron, K./ Knoflacher H./ Rosik-Kölbl, A. (Hrsg.): Wege in den Postkapitalismus. Wien 2004. S. 204-237.
 Binswanger, M./ Beltrani, G./ Jochem, A./ Schelske, O.: Wachstum und Umweltbelastung: Findet eine Entkopplung statt? Umwelt-Materialien Nr. 198. Bern 2005.
 Binswanger, M.: Why Does Income Growth Fail to Make Us Happier? – Searching for the Treadmills Behind The Paradox of Happiness. In: Journal of Socio-Economics 36, 2006a. S. 119-132.
 Binswanger, M.: Wachstum, nachhaltige Entwicklung und subjektives Wohlbefinden. In: Gaia 15/1, 2006b. S. 69-71.
 Blanchflower, D./ Oswald, A.: Well-Being Over Time in Britain and the USA. In: Journal of Public Economics 88, 2004. S. 1359-1386.
 Diener, E./ Oishi, S.: Money and Happiness: Income and Subjective Well-Being Across Nations. In: Diener, E./ Suh, E. (eds): Culture and Subjective Well-Being. Cambridge 2000. S. 185-218.
 Easterlin, R.: Will Raising the Incomes of All Increase the Happiness of All. In: Journal of Economic Behavior and Organization 27, 1995. S. 35-47.
 Kenny, C.: Does Growth Cause Happiness, or Does Happiness Cause Growth? In: Kyklos 52, 1999. S. 3-26.
 Richmond, A./ Kaufmann, R.: Is there a turning point in the relationship between income and energy use and/or carbon emissions? In: Ecological Economics 56, 2006. S. 176-189.

AUTOR + KONTAKT

Dr. Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Solothurn.

Fachhochschule Solothurn, Riggenbachstrasse 16, CH-4600 Olten. Tel. 0041/(0)848/ 821-011,

E-Mail: mathias.binswanger@fhs.ch



U M W E L T
 kommunale ökologische Briefe

08/05

Feinstaub

www.umweltbriefe.de

(c) 2010 Authors; licensee IÖW and oekom verlag. This is an article distributed under the terms of the Creative Commons Attribution Non-Commercial No Derivates License (<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/>), which permits unrestricted use, distribution, and reproduction in any medium, provided the original work is properly cited.